Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 169. **Dienstag** den 3. April 1900. **94. Jahrgang.**

Flottengegner und Regierung.

Ω Das „fortreißende", thatkräftige", „unermüdliche" Regiment, dem diese Eigenschaften von links- und halblinksliberalen Blättern tagtäglich und gemeiniglich nicht ohne mitleidigen Seitenblick auf die schwungloseAera Wilhelm I.-Bismarck attestirt wird, diese hochgepriesene Regierung hat nach einer fast halbjährigen Bemühung der Parlamente eine Stagnation eintreten lassen, die die Fischer im Trüben gewaltig ermuthigt. Die vierwöchige Osterpause, eine sehr lange Zeit, scheint gründlich zur Verhetzung und Verwirrung ausgebeutet werden zu sollen. Kein Wunder: die Geister, die aufrichtig wie Mephisto, oder „im Privatgespräch" wie Herr Dr. Hahn verneinen, brauchen nur die Hand auszustrecken, um Material für die nicht begründete, aber mit dem Scheine der Wahrheit umgebene Behauptung zu finden, daß von oben Alles „gesoppt" werde. Die für und die gegen die lex Heinze wissen nicht, wie sie mit der Regierung daran sind; es heißt neuerdings, das Gesetz werde unter den Tisch fallen, aber wenn die Absicht wirklich bestehen sollte, so kann sie jeden Augenblick in das Gegentheil verkehrt werden. Die Differenzen zwischen Reichstag und Regierungen, zu denen eine schöne Differenz zwischen der bayrischen Regierung und ihrem Berliner Vertreter hinzugetreten oder hinzugedichtet worden ist, sind von Herrn Nieberding dermaßen à la Taylerand behandelt worden, daß man hüben und drüben Alles hoffen und fürchten kann. Es braucht nur z. B. der Bischof Anzer, derzeit die bestangehörte Persönlichkeit Berlins, für ein lexfreundliches Urtheil von geschickten Centrumsleuten gewonnen zu werden, und die preußische Regierung verzichtet auf das Verlangte und schluckt das Mißbilligte und noch etwas mehr dazu, wenn die Klerikalen auf den Gedanken kommen sollten, die Taktik der Linken aufzunehmen und den Gesetzentwurf betr. Aenderung des Strafgesetzbuches zu erweitern, etwa mit einem Zusatz zu § 166, der, eine eben zu Tage getretene Lücke ausfüllend, den Jesuitenorden ausdrücklich für eine Einrichtung der römisch-katholischen Kirche erklärt.

Nun ist das „Sittlichkeitsgesetz", man darf sich darüber nicht täuschen, auf der einen wie auf der anderen Seite den großen Wählermassen Hekuba. Das Fleischbeschaugesetz hingegen bringt in beiden feindlichen Lagern eine tiefgehende Erregung. Zwar nur deshalb, weil man hier und dort eine Ueberschätzung der Tragweite der Commissions-Beschlüsse hervorzurufen erfolgreich bemüht gewesen ist, aber wenn man die Wählermassen braucht, kommt es nicht mehr auf die Entstehungsursachen ihrer Stimmung an, sondern auf die Stimmung allein. Nun ist es nicht ausgeschlossen, daß noch in diesem Jahre zur Urne gerufen wird. Und geschieht es, so kann bis dahin die Regierung ein großes Kunststück fertig gebracht und der Socialdemokratie die Mittel geboten haben, um die ihr ganz zweifellos höchst fatale Flottenfrage — in dieser scheint sogar der Lewi Kautsky letzern zu wollen — mit einer Diversion auf das Gebiet der „Lebensmittelvertheuerung" und der Beschränkung der geistigen und künstlerischen Freiheit herumzukommen. Die Regierung hat eben zu dem, was sie nicht will, kein rundes Nein gesprochen. Und die preußische Regierung hat dies eben wieder unterlassen in Sachen der Waarenhaussteuer, deren Umbildung zu einem wahren Monstrum in der Commission sie gestattete, ohne ihre Commissare mit der entschiedenen Erklärung abzurufen, daß sie da nicht mehr mithun könne.

Dieses Steuergesetz, wie es jetzt aussieht, besitzt genau wie die Fleischbeschauvorlage und die lex Heinze in ihrer gegenwärtigen Gestalt die Eigenschaft, einerseits der extremagrarischen Agitation, andererseits der äußersten Linken als Vehikel zu dienen. Der ersteren Kategorie von Wählerbearbeitern, weil man weite Kreise dahin bringen kann, Candidaten, die sich nicht auf ein Erdrosselungsgesetz festlegen lassen, den Rücken zu kehren, der anderen, weil man ohne große Künstelei die Commissionsbeschlüsse als eine Erschwerung der Befriedigung eines ausgedehnteren Bedürfnißkreises der Arbeiter hinzustellen vermag. Diese Propaganda wird noch von der bei den sich als Fanatiker gebenden Gegnern der Großgeschäfte geradezu brutal zu nennenden Ungerechtigkeit profitiren, die in der knifflichen Freilassung der Waarenhäuser für Officiere und Beamte (und deren Gevatterschaft) liegt. Die so alimentirte Agitation, und darauf kommt es an, setzt sich aus erklärten und aus mehr oder weniger heimlichen Gegnern der Flottenvorlage zusammen. Ueber die aufrichtigen ist kein Wort zu verlieren, es sind die alten Feinde, die man zu treffen und zu fassen vermag. Daß aber den Giftmischern vom Flottengegnerclub der Harmlosen von oben der Vorschub geleistet wird, muß erbittern und entmuthigen. Die Berliner Leitung des Bundes der Landwirthe lebt von der von der Regierung bisher und annoch gezeigten Energielosigkeit. Ihr liegt sehr wenig an dem Fleischbeschaugesetze, an der Erdrosselungssteuer u. s. w., um so mehr aber an dem Grimme der Enttäuschten, denen man diese Gesetze als Rettungsthaten gezeigt hat und die nach dem lauen Widerspruch der amtlichen Stellen leicht zu überzeugen sind, daß die Regierung „helfen" könnte, daß sie aber nicht helfen will, weil sie sich mit Haut und Haar der „Industrie" verschrieben hat.

Auf diesen Zorn wird man bei etwaigen Neuwahlen bestimmt stoßen. Die Bundesleitung sorgt dafür unablässig. In der neuesten Ausgabe ihres amtlichen Organs wird — das Fleischbeschaugesetz, über das nicht einmal der Ausschuß des Bundes einer Meinung ist, bildet den Anknüpfungspunct — gefragt:

„Ob der Bauer nicht doch einmal zu der Erkenntniß durchdringt, daß er — der er in nationalen Fragen stets willig die Rolle der melkenden Kuh der Regierung gespielt hat, in wirthschaftlichen Fragen dagegen bisher immer der Prügeljunge gewesen ist, sich eine derartige Behandlung auf die Dauer nicht bieten lassen kann?

Und neu ergeht die Mahnung an die Regierung, sie sollte es sich „ernstlich überlegen, ehe sie durch ihr Vorgehen leichtfertig einen derartigen Umschwung in den alteingewurzelten Anschauungen der Landbevölkerung heraufbeschwört! Es würde dies nichts mehr und nichts weniger als die völlige Untergrabung unseres national-monarchischen Staatswesens bedeuten."

Gegen solche Aufstachelungen klingt es wie gutmüthiges Gepolter, wenn man hört, daß in der westpreußischen Landwirthschaftskammer — übrigens einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft — ein Großgrundbesitzer auf die Mahnung eines Collegen, aus einer Resolution zum Fleischbeschaugesetz den Schlußsatz, „jeder Abschwächung der Beschlüsse zweiter Lesung ist die Ablehnung der Gesetzesvorlage vorzuziehen", herauszustreichen, erwiderte: „Nein und drei Mal nein! Ich bleibe auf dem letzten Zusatz bestehen. In welch' unerhörtem Maße wird hier wieder nachgegeben! Wozu immer nachgeben? Donnerwetter noch mal! Ein Weniger ist überhaupt kein Gesetz." Der Herr, der Mäßigung empfahl, ist ein conservativer Reichstagsabgeordneter, der für ein Compromiß ist, wie auch ein Theil des Ausschusses des Bundes der Landwirthe. Aber letzterer Umstand hatte keine Bedeutung für eine Flottenwahlbewegung. Ein großer Theil der Bauern wird es mit dem „Donnerwetter noch mal!" der Bundesleitung halten.

Man könnte, wenn man sieht, wie leicht es den Flottengegnern gemacht wird, die Wählermassen in einer der Verstärkung unserer Seewehr ungünstigen Weise zu verhetzen, auf die Vermuthung kommen, an ausschlaggebender Stelle halte man die Annahme der Vorlage durch den jetzigen Reichstag für ganz sicher und glaube gar nicht an die Möglichkeit einer Ablehnung. Wenn man aber den Verlauf der von der Budgetcommission über die vor den Osterferien abgehaltenen Generaldebatte verfolgt, so begreift man eine solche Zuversicht ebenso wenig, wie man die Lässigkeit begreift, mit der die Regierung die Zügel am Boden schleifen läßt.

Der Krieg in Südafrika.

—φ. Jetzt liegt auch die amtliche Bestätigung der

englischen Schlappe bei Bloemfontein

vor. Wir erhalten darüber folgende Nachricht:

* **London**, 2. April. (Telegramm.) Eine Depesche des Feldmarschalls Roberts' über die vorgestrige Erbeutung eines britischen Convois durch die Boeren berichtet: Oberst Broadwood hat sieben Geschütze mit seinem ganzen Gepäcke verloren und schätzt seine Verluste auf ungefähr 350 Mann, darunter über 200 Vermißte.

Ungefähr! das heißt, aus dem Englischen übersetzt, mehr denn 350 Mann, wobei man erfahrungsgemäß die Grenze nach oben nicht zu eng zu nehmen hat. In London verursacht die Meldung Verstimmung. Solche Fälle hatte man im jetzigen Kriegsstadium nicht mehr erwartet. Der „Standard" meint, die Thätigkeit des Feindes in der Umgegend von Bloemfontein zeige, daß ungeachtet der Anwesenheit der schönen Armee von Roberts in der Hauptstadt kaum gesagt werden könne, daß die Engländer festen Fuß im Süden des Freistaates gefaßt haben. Wenn Roberts mit dem Gros der Armee auf Kroonstadt und nach der Transvaalgrenze rücke, würde eine starke Truppenmacht zurückgelassen werden müssen, um die Verbindungen aufrecht zu erhalten und die Freistaatbürger zu überwachen.

Hoffentlich erfahren wir nun im Laufe des Tages etwas über den Erfolg oder Mißerfolg des Granatfeuers der Divisen des Generals Colville, das die kecke Boerenschaar verscheuchen sollte. Es begann am 31. März Mittags zwölf Uhr und wird schwerlich bis zum 3. April gedauert haben. Im Londoner Kriegsamt muß man also schon Nachricht über das, was weiter geschehen ist, haben. Daraus, daß das Kriegsamt schweigt, schließen wir, daß für die Engländer, die doch den Boeren mindestens die weggenommenen Geschütze und Mannschaften wieder abgejagt haben müßten, etwas Rühmliches nicht zu melden ist — vielleicht das Gegentheil.

Eine Bestätigung haben unsere Privatmeldungen, nach denen die Verbindung mit Kimberley abgebrochen und Methuen isolirt sein soll, noch nicht gefunden, sie entsprechen aber durchaus der Lage, die für Roberts deshalb so fatal ist, weil seine abgetriebenen und kranken Pferde den Dienst versagen.

Sonst ist noch folgende Meldung zu erwähnen.

* **Washington**, 2. April. (Telegramm.) Wie berichtet wird, hat der Hilfssekretär des Innern Webster Davis, der aus Südafrika zurückgekehrt ist, sein Amt niedergelegt. Er hat ein Theater gemiethet, wo er Vorträge zu halten gedenkt, in denen er sich gegen die Engländer wenden, das Lob der Boeren verkünden und die Intervention der Vereinigten Staaten befürworten will.

Beira.

Der jetzt vielgenannte Hafen der Mozambique-Küste ist nach Lourenço Marques unzweifelhaft der wichtigste Punct von ganz Portugiesisch-Ostafrika. Beira ist Sitz des größten portugiesischen Colonialunternehmens, der Companhia de Moçambique, deren Grundcapital 20 Millionen Mark beträgt, das zum größten Theil durch englische und französische, seit einem Jahr auch belgische Actionäre besetzt ist. Von Beira aus führt eine schmalspurige Bahn nach Salisbury in Rhodesia, deren Umbau in eine normalspurige Bahn im vorigen Herbst in Angriff genommen wurde; es arbeiten daran 1000 Weiße verschiedener Nationalitäten und etliche Tausend Eingeborene, und der Umbau der 222 Kilometer langen Bahn zur Rhodesiagrenze sollte bis zu diesem Frühjahr fertiggestellt sein, woran sich unsere Colonialverwaltung und der Reichstag ein Beispiel nehmen mögen. Beira hat einen mächtigen Aufschwung genommen, die Handelsbewegung stieg von 2 Millionen Mark in 1893 auf 12 Millionen Mark in 1897 und wird sich unzweifelhaft noch weiter günstig entwickeln, wobei auch die Erschließung der bekannten Manica-Goldbezirke mitspricht. Am Ende 1899 befanden sich in Beira 4132 Einwohner, davon 1469 Europäer, 359 Asiaten, 2248 Schwarze und 56 Mestizen. Unter den erwachsenen Weißen waren 532 Portugiesen, 203 Engländer, 34 Franzosen, 22 Deutsche, 33 Italiener, 147 Griechen, 9 Schweizer, 10 Oesterreicher, 1 Russe, 6 Schweden, 11 Spanier, 8 Holländer, 11 Nordamerikaner, 4 Brasilianer, 7 Egypter und 9 Türken, von den Asiaten waren 93 Portugiesen, 158 Engländer und 69 Chinesen. Es ist dort also eine ganz internationale Gesellschaft vertreten. Das Zollamt von Beira brachte 1899 den Portugiesen 254½ Contos (1 Conto gleich etwa 3100 ℳ) ein.

Vom deutschen Rothen Kreuz in Südafrik.

Die folgenden, sehr interessanten Briefe des Dr. Küttner, Mitglieds der Expedition des deutschen Rothen Kreuzes nach Südafrika, sind dem „Schwäbischen Merkur" von Professor Dr. v. Bruns in Tübingen zur Verfügung gestellt worden:

Jakobsdal, 12. Februar. Ich schreibe Ihnen aus aufgeregten Tagen. Es ist 10 Uhr Abends, aber ganz Jakobsdal ist auf den Beinen, Hunderte von Boeren reiten durch das Dorf, die Kanonen rasseln, was von Frauen und Kindern noch da ist, weint und betet, denn die Engländer rücken gegen Jakobsdal an, und die Lancierpatrouillen sind bereits eine Stunde von hier zu sehen. Bei Lockhof wird den ganzen Tag gefochten, und ich denke, daß wir heute Nacht und morgen noch tüchtig Arbeit bekommen. Da ich seit drei Wochen hier Director bin (Dr. Matthiolius ist zur zweiten Expedition gegangen), so habe ich tüchtig zu thun und bin gerade im Begriff, unsere Ambulanzwagen auszurüsten, die noch heute Nacht den Truppen folgen. Wir selbst gehen, wenn das Gefecht im Gange ist, um 3 oder 4 Uhr Morgens zu Pferde nach. Die Thätigkeit hier ist jetzt hochinteressant, und es scheint nun Leben hineingekommen. Es liegt jetzt eine große englische Macht hier, die an verschiedenen Stellen durchzubrechen versucht, so daß General Cronje und seine Boeren tüchtig auf dem Posten sein müssen. Der erste Durchbruchversuch ist mißglückt. Er fand in Griqualandwest bei Kuduusberg statt (Kudu ist die schöne Antilope, von der das große gewundene Geweih in meinem Zimmer hängt). Da wir selbst bei der Action zugegen waren, kann ich Ihnen genauer berichten. Wir erhielten am 7. Februar, Abends 9 Uhr, den Befehl von General Cronje, sofort mit Ambulanzwagen zu Hilfe zu kommen, und rückten ¾ Stunde später mit zwei Ambulanzwagen und einem größeren Trupp berittener Pfleger und Aerzte aus. So lange der Mond schien, konnten wir weiter, mußten aber dann in Magersfontein das Morgengrauen abwarten, worauf es durch die glühend heiße Steppe weiter ging. Vormittags um 11 Uhr trafen wir auf dem Schlachtfeld ein. Die Boeren hatten schwere Stunden hinter sich; sie standen einer mehrfachen Uebermacht, die drei Kanonen mitführte, gegenüber, während sie selbst keine Kanonen hatten. So mußten sie nach heftiger Gegenwehr ihre Stellung auf dem Kuduusberg räumen, nahmen aber sofort wieder so geschickt Stellung, daß sie die Engländer zwischen zwei Feuer bekamen und Zeit gewannen, Verstärkungen von Kimberley und Scholtzneck, sowie eine Kanone heranzuziehen. Dadurch gelang es ihnen, die Engländer zum Rückzug zu zwingen, über den Modderfluß zurückzudrängen und ihr alte Stellung wieder einzunehmen. Die Boeren schlugen sich prächtig. Es war famos, wie sie langsam zurückgingen, immer wieder haltend und feuernd. Schließlich waren es nur noch 50, und am Ende noch 20 Mann, hauptsächlich vom Bloemfonteiner Commando und Griqualandboeren (letztere frühere britische Unterthanen), die so wirksam feuerten, daß die Engländer trotz ihres heftigen Geschützfeuers nicht vorwärts kamen. Die Boeren stellen eine geradezu ideale Truppe dar, wenigstens für afrikanische Verhältnisse; sie sind in fabelhafter Weise beweglich; kommt Befehl zum Ausrücken, so wird etwas Biltong (getrocknetes Fleisch) und Brod eingesteckt, der Wassersack aufgebunden, Pferdefutter vor den Sattel genommen, und weg sind die Kerls. Dann reiten sie oft 15—20 Stunden hintereinander auf ihren ausdauernden, mager und verhungert aussehenden Pferden, und legen so enorme Strecken zurück. Nimmt man dazu das angeborene strategische Talent und die für Europa ganz abnorme Schießfertigkeit und Feuerdisciplin des einzelnen Mannes, so hat man eine Truppe, die selbst der deutschen Armee große Schwierigkeiten zu verursachen im Stande wäre. Bei Kuduusberg traten alle diese Eigenschaften sehr klar zu Tage; die Schnelligkeit, womit sie die Verstärkungen herangezogen, war bewundernswerth, und die Sicherheit, mit der sie die englischen Truppen zusammenschossen, nicht minder. Als die Engländer abgezogen waren, fanden wir ein sehr großes Massengrab und ein größeres Officiersgrab, zahlreiche Blutlachen bezeichneten die Stellen, wo die Engländer dem Boerenfeuer ausgesetzt waren. Wir selbst hatten geringe Verluste: 3 Todte (2 Brust-, 1 Bauchschuß) und 11 Verwundete, die wir nach Jakobsdal mitnahmen und die sich gut befinden. Wir besetzten, als wir ankamen, gleich die einzige in der Nähe befindliche englische Farm Karreepan und hißten die Rothe-Kreuz-Flagge. Eine Zeit lang waren wir nun dem englischen Granatfeuer ausgesetzt, die Geschosse schlugen zum Theil direct bei uns ein, dann richteten sich dieselben auf die neuen Positionen der Boeren, bis der Rückzug der Engländer allgemein war. Gesundheitlich geht es uns Allen gut, der heftig grassirende Typhus, der jetzt auch im Ort selbst auftritt, hat uns bisher verschont, hoffentlich bleibt es so. . . .

Jakobsdal, 23. Februar. Wir haben schwere Tage hinter uns, um so schwerer für mich, als während derselben die ganze Verantwortung auf meinen Schultern geruht hat. Zwei Tage lang wurde um Jakobsdal gekämpft, zweimal waren wir in diesen Tagen boerisch, zweimal englisch, und jetzt sind wir definitiv in den Händen der Engländer, die erste Stadt in Transvaal und im Freistaat, der dieses Schicksal zu Theil wird. Wir haben ein derartiges Ereigniß immer gefürchtet und den Boeren gegenüber mehrfach geäußert, daß es keine exponirtere Stadt im Freistaat gäbe, als Jakobsdal, denn hier stünde die Thür offen, während in Natal und im Süden die Engländer sich an wohlbesetzten Pässen die Köpfe einrennen müßten. Nun ist es wirklich so gekommen, und die Boeren haben sich überraschen lassen. Die Sache fing am 11. Februar mit der Nachricht an, daß die Engländer nach dem mißglückten Versuch, bei Kuduusberg in Griqualandwest durchzubrechen, nunmehr in den Freistaat eingedrungen seien und mit einer großen Macht auf Koffyfontein marschirten. Eine größere Boerenabtheilung legte sich darauf vor Koffyfontein, und damit hatten die Engländer ihren Zweck erreicht, die Aufmerksamkeit der Boeren von Jakobsdal abzuziehen, und marschirten jetzt direct auf diesen Ort los. Am 12. Februar war es, als wir, d. h. die deutsche Ambulanz, zum ersten Mal mit den Engländern in Berührung kamen. Wir hatten Mittags den Befehl erhalten, mit zwei Ambulanzwagen herauszugehen, da am Riethrivier gefochten werde. Wir bekamen zwei Boeren als Führer, konnten aber, da es sich nur um Vorpostengefechte gehandelt hatte, nichts von den Boeren entdecken; vielmehr waren wir in kürzester Zeit so verfahren, daß wir nicht mehr wußten, wo wir uns befanden. Zum Glück trafen wir eine Boerenpatrouille von zwei Mann, welche uns auf eine große Staubwolke aufmerksam machte und angab, wir sollten derselben folgen, um zu unseren Leuten zu gelangen. Wir fuhren um zwei Koppes herum, und nahmen dann, wie auch die Boerenpatrouille, Richtung auf die große Staubwolke. Auf einmal sahen wir, daß die zwei Boeren westwärts ausbrachen, so schnell ihre Pferde laufen konnten, gleichzeitig fielen mehrere Schüsse, und zwei Minuten später waren wir von den zehnten englischen Husaren eingeschlossen und mußten uns gefangen geben. Einer unserer Boeren, dem es nicht gelang, zu entkommen, theilte das gleiche Schicksal. Die Husaren waren sehr entgegenkommend, nahmen uns sehr höflich in ihre Mitte und brachten uns zu ihrem Oberst. Dieser hielt uns erst eine Moralpredigt, wir sollten auf die Boeren wirken, daß sie nicht mehr auf Ambulanzen schössen, dann trank man sehr befriedigt unser ganzes Wasser aus, und entließ uns mit dem Wunsche, uns bald wiederzusehen. So kam es auch, am 13. sahen wir die Grasbrände, welche den Weg der Engländer markirten, immer näher kommen, und am 14. Februar zogen die Engländer, und zwar die berittene Infanterie, Vormittags ohne Schwertstreich in Jakobsdal ein. Sie besetzten die Stadt, belegten das Telegraphenbureau mit Beschlag und ließen sich's wohl sein. General Cronje hatte die Nachrichten von dem Einbruch der Engländer zuerst nicht glauben wollen, dann hatte er geäußert, dies sei es gerade, was er gewünscht habe, und nun that er uns den zweifelhaften Gefallen, daß er ein Boerencommando nach Jakobsdal schickte, um die Stadt zu befreien. Die Leute entledigten sich ihrer Aufgabe mit großer Bravour, sie waren wie der Blitz durch Jakobsdal durchgejagt, faßten die Engländer bei der Stadt und trieben sie zurück. Nun kehrten die Engländer mit verstärkter Macht zurück und begannen mit Kleingewehrfeuer auf Jakobsdal und die den Ort besetzt haltenden Boeren zu feuern. Wir hatten während des Gefechtes alle Hände voll zu thun, da die Verwundeten direct in unser Hospital kamen oder gebracht wurden, unter ihnen auch einige gefangene und verwundete Engländer. Die Kugeln pfiffen recht hübsch in den Ort, doch es sollte noch ganz anders kommen. Die Boeren hielten ihre Positionen und schlugen die Engländer zurück, so daß wir Zeit hatten, das Schlachtfeld nach verwundeten Engländern abzusuchen. Dr. Hildebrandt und ich lösten uns gegenseitig ab; während der Eine verband, ging der Andere auf das in und um den Ort gelegene Schlachtfeld und brachte die Verwundeten herein. So hatten wir bis 3 Uhr Morgens zu thun, denn die Verwundeten waren in der dunklen, regnerischen Nacht sehr schwer zu finden, zumal da ein Theil derselben so schwer verletzt war, daß sie auf unser Rufen nicht antworten konnten. Wir fanden z. B. an einem unerwartet weit entfernten, versteckten Platz ganz zufällig noch zwei Verwundete und einen Todten; die beiden Ersteren waren des Regens und der Kälte wegen zu einander gekrochen und lagen fest umschlungen da. Zum Schluß brachten wir noch 7 Todte ein, wobei wir durch eine inzwischen angekommene englische Ambulanz unterstützt wurden. So waren wir an einem Tage aus den Händen der Boeren in die der Engländer, und aus denen der Engländer wieder in die der Boeren gelangt. Am 15. Februar Mittags rückten nun die Engländer wieder, diesmal mit einer großen Macht, gegen Jakobsdal, und es entspann sich um die Stadt ein heftiger, fast zwei Stunden währender Kampf. Ich glaube, daß diese zwei Stunden Jedem, der sie erlebt hat, ewig im Gedächtniß bleiben werden. Als die ersten Kleingewehrkugeln in den Ort flogen, flüchtete Alles, was an Frauen und Kindern da war, in unser Hospital, so daß in dem schon überfüllten Haus schließlich fast hundert Menschen zusammenkamen. Die Boeren, welche Anfangs vor der Stadt lagen, zogen sich bald in dieselbe zurück und feuerten nun hinter Mauern, Häusern, überhaupt hinter jeder Deckung hervor, wobei sie auch in die nächste Nachbarschaft des Hospitals kamen. Waren die Kugeln im Anfang schon ziemlich reichlich geflogen, so wurden wir bald mit einem wahren Kugelregen überschüttet, und es ist ein wahres Wunder, daß im Hospital Niemand verletzt wurde. Später erfuhren wir, daß besonders unsere deutsche Flagge, welche für die Transvaalflagge gehalten wurde, das Feuer auf sich gezogen hatte. Es ist wohl Keiner von uns, den die Geschosse nicht rechts und links dicht am Kopfe vorbeiflogen, und die Gebäude des Hospitals tragen noch überall, wo man hinsieht, die deutlichsten Spuren dieser Beschießung. Nur ein Einwohner wurde, allerdings sehr schwer, durch die Schenkelschlagader verletzt und wurde sofort von uns operirt. Waren wir im Anfang nur mit Kleingewehrkugeln beworfen worden, so begann nun, als die Boeren sich aus dem Ort zurückzogen, die Beschießung mit Shrapnells und Granaten, welche zu dem Aufregendsten gehört, was ich je erlebt habe. Die Granaten explodirten rechts und links vom Hospital, zischend und heulend flogen sie über unsere Köpfe hinweg, und am spannendsten war, zu sehen, wie sie von beiden Seiten immer näher bei uns einschlugen. Als nun schließlich die schon im Ort befindlichen Engländer in Salven zu feuern und die Maxims zu rasseln begannen und man in dem ohrenbetäubenden Lärm sein eigen Wort nicht mehr verstand, da waren es die wahren Schreckensscenen, welche sich im Hospital abspielten. Die Leute krochen unter die Tische und Betten, die Schwerverwundeten lagen stumm und schreckensbleich in ihren Betten, in dem Weinen der Frauen und dem Schreien der Kinder hörte man das Aufkreischen bei jeder in der Nähe des Hospitals einschlagenden Granate, junge Mädchen lagen in Zuckungen auf der Erde, kurz, es war unbeschreiblich. Dr. Hildebrandt und ich hatten fortwährend damit zu thun, die Leute zu beruhigen, welche sich an die wenigen Menschen, die den Kopf hoch behielten, angstvoll anklammerten. Nicht genug kann ich das Verhalten unseres gesammten deutschen

SLUB
Wir führen Wissen.